

Die Wende zur „Willenskultur“ in der Nerven­therapie und das nervöse Doppel­gesicht des Krie­ges

Joachim Radkau (Universität Bielefeld)

Die „Neurasthenie“, „Nervenschwäche“ war im Deutschen Reich um 1910 das am häufigsten diagnostizierte Leiden. Begonnen hatte die Neurasthenie-Konjunktur in den 1880er Jahren, und zwar war sie US-amerikanischen Ursprungs: Am Anfang stand der New Yorker Nervenarzt George M. Beard, der mit dem Elektro-Pionier Edison zusammengearbeitet hatte. Das war bezeichnend; denn die Neurasthenie galt als typisch modernes Leiden, hervorgerufen durch das „Hetzen und Jagen“ als Folge der allgemeinen Beschleunigung, vorangetrieben durch moderne Technik. Eugen Diesel schildert in der Biographie seines Vaters Rudolf Diesel diesen als typisches Opfer der Neurasthenie, da er das Prinzip „Leistungssteigerung durch höheren Druck“ nicht nur auf Motoren, sondern auch auf sich selbst angewandt habe. Wie im Tempo der industriellen Entwicklung, so erlangte Deutschland auch in der Neurasthenie innerhalb Europas eine Spitzenstellung: Diesen Eindruck konnte man jedenfalls auf einer internationalen Amsterdamer Konferenz im Jahr 2000 „*Cultures of Neurasthenia – From Beard to the First World War*“ gewinnen.

Handelte es sich bei der „Neurasthenie“-Konjunktur um eine bloße Zeitmode und/oder um ein Produkt von Mediziner-Diskursen? Das wurde in einschlägiger Literatur häufig angenommen. Umso wichtiger ist es, einschlägige Patientenakten aus jener Zeit aufzustöbern. Diese sind vielfach authentischere Zeugnisse als heutige Krankenakten, da die damaligen Ärzte aus Mangel an bereits zur Lehrmeinung gewordenen Analysemethoden die Patienten oft einfach reden ließen; und Neurastheniker waren nicht selten eloquent. In den Akten erkennt man etwa, dass bei der Neurasthenie nicht nur Leistungsdruck im Beruf, sondern auch sexuelle Frustrationen eine bedeutende Rolle spielten; vor diesem Hintergrund wirkt die Lehre Sigmund Freuds nicht mehr so originell, wie oft angenommen wird, und die damalige Zeit nicht so prüde, als wie sie es später galt.

Und noch etwas anderes: Je mehr man in den Selbstzeugnissen der Neurastheniker liest – bei denen es sich ja oft nicht um Außenseiter, sondern um charakteristische Typen ihrer Zeit handelte – , desto mehr bekommt das Deutschland jener Zeit ein ungewohntes Gesicht: Es wirkt überhaupt nicht mehr so stramm und militant, wie es gerade in jüngster Zeit oft dargestellt wurde, sondern im Gegenteil als höchst sensibel, ja geradezu als weich und friedenssehnsüchtig! Bis nach der Jahrhundertwende ging die herrschende Lehrmeinung dahin, dass die Neurastheniker vor allem Ruhe und Entspannung bräuchten.

Nach 1900 dagegen und schon gar in den letzten Vorkriegsjahren machte sich mehr und mehr ein neuer Trend geltend, und zwar nicht nur im Deutschen Reich, sondern international. Ein Buch über „*American Nervousness*“ bringt als Titelcover ein Foto des kraftstrotzend posierenden Präsidenten Theodore Roosevelt zusammen mit dem Naturschützer John Muir im Yosemite-Nationalpark; Roosevelt glaubte, durch Reiten im Wilden Westen seine ursprüngliche Nervosität kuriert zu haben. Auf einem internationalen Kongress für Psychotherapie 1910 gewann der Nervenarzt Adolf Friedländer den Eindruck, „als bedürfe ein Teil unserer Therapie – besonders bei Nervösen – der Revision“: „wir sollten die Verweichlichungsgrenzen möglichst enge stecken; die Kräftigung des Willens ist eines der besten Mittel, der Degeneration entgegenzuarbeiten“.

Zur selben Zeit flog in der reichsdeutschen Politik der Vorwurf der Nervenschwäche hin und her; gerade Kaiser Wilhelm II. galt nicht wenigen hinter vorgehaltener Hand als Oberneurastheniker des Reiches, und die Angst vor diesem Image hat vermutlich 1914 zu seinem Entschluss zum Krieg nicht wenig beigetragen. Und jene Neurasthenie, die wesentlich eine Erscheinung des Friedens war, trat nach dem Kriegsausbruch wohl in der Tat zurück. Dafür erlebten die Frontsoldaten einen mörderischen Nervenstress neuer Art. Selbst der Gefreite Adolf Hitler, der später als Führer auftrumpfte, er habe „Nerven wie Stahl“, klagte 1915 in einem Brief, nach tagelangem Artilleriebeschuss sei er „sehr nervös“: „das macht mit der Zeit auch die stärksten Nerven kaputt.“

Eine wahre Fundgrube zum Thema „Nerven“ sind die Briefe *Max Webers* und seiner Ehefrau Marianne. Für den Historiker Karl Alexander von Müller war Weber „der nervöseste Mensch der Erde“. Weber geriet ab 1898 in eine schwere psychisch-nervliche Krise, die ihn in seiner wissenschaftlichen Arbeit jahrelang gänzlich lähmte und die er nie völlig überwand. Seine „*Protestantische Ethik*“ (1904/05), die ihn später weltberühmt machte, ist nach dieser für ihn furchtbaren Krisenerfahrung entstanden; dieser Hintergrund wurde oft merkwürdig wenig – wenn überhaupt – beachtet. Man erkennt, dass er selber diesen seinen Zusammenbruch am liebsten auf Überarbeitung zurückführte und die Überzeugung hegte, eine Besserung allein durch viel Ruhe erreichen zu können; über 18 Jahre, den allergrößten Teil seines verbleibenden Lebens, zog er sich aus dem regulären Hochschuldienst zurück. Bei seiner Ehefrau Marianne und seiner Mutter Helene dagegen erkennt man schon eher den Einfluss der vordringenden Lehrmeinung, dass die Neurastheniker am besten durch Aktivierung des Willens geheilt würden. Weber dagegen klagte wiederholt, die Ärzte bildeten sich ein, seine Nerven stimulieren zu müssen, wo er doch vor allem Ruhe brauchte.

Im Krieg schlug auch er wie so viele deutsche Professoren militante Töne an; doch im Unterschied zu seinem jüngeren Bruder Alfred, der ebenfalls als psychisch labil gegolten hatte, fiel es ihm niemals ein, selber in den Kriegsdienst zu treten; offenbar hielt er es für selbstverständlich, dass dies bei seiner Konstitution ausgeschlossen war. Als jedoch die Reichsregierung im Oktober 1918 den US-Präsidenten Wilson um einen Waffenstillstand ersuchte, wütete Weber über die „hemmungslose Nervenlosigkeit“ derer, die diese Kapitulation zu verantworten hatte, und glaubte, Ludendorff habe „die Nerven verloren“. Wieder erkennt man, wie scharf man selbst bei einem Max Weber unterscheiden muss zwischen der Nervenschwäche als leidvoller eigener Erfahrung und der Nervosität, die jemand anderen unterstellt, und wie wichtig es ist, nach authentischen Zeugnissen in Krankenakten zu suchen.